

Dady de Maximo Mwicira-Mitalis: Rwanda, un deuil impossible. Effacement et traces [Rwanda, die unmögliche Trauer. Auslöschung und Spuren]. Éditions Classiques Garnier, Paris 2021.

Auszüge, übersetzt für *Selbstzeugnisse revisited* von Anne D. Peiter mit freundlicher Genehmigung der Editions Classiques Garnier.

Ich stellte mir viele Fragen, bevor ich über den Genozid an den Tutsi schrieb. Viele Monate sind vergangen, ohne dass ich die Worte fand, um zu beschreiben, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen hatte. Schließlich habe ich verstanden, dass die Tutsi 1994 nicht nur getötet wurden, sondern dass die genozidäre Entwicklung in jenem Jahr die Schwelle hin zur endgültigen und tödlichen Vernichtung überschritten hatte.

Es gelang mir nicht, das, was ich gesehen und erlebt hatte, zu beschreiben oder das Unausprechliche zu sagen. Diejenigen, die älter waren als ich, wussten jedoch, dass die Entwicklung, die 1994 in Gang kam, nichts wirklich Neues an sich hatte, wenn man einmal vom Ausmaß der Grausamkeit und vom systematischen, organisierten und sorgfältig vorbereiteten Charakter der Vernichtung absieht. Der Hass gegen die Tutsi war durch Propagandaaktionen und eine ebenso systematische Indoktrinierung verbreitet worden.

Im Laufe der Jahre 1959, 1963, 1973, 1990 und 1992 hatten die Tutsi bereits Massaker und Tortur erlitten, sie hatten viele Mitglieder ihrer Familien verloren und zählten unter den Ihren nur einige wenige Überlebende, die diesen Tötungen entkommen waren.

Ich selbst habe den Genozid des Jahres 1994 überlebt und physische wie psychische Spätschäden davongetragen. Ich glaube nicht, dass ich eines Tages gesund werden kann, doch mein Leben muss weitergehen, ich muss leben, ganz so wie meine Vorfahren trotz allem gekämpft und weitergelebt haben. Von den Überlebenden der vorherigen Jahre sind einige schließlich 1994 getötet worden, während andere ein weiteres Mal überlebt haben.

Kurz: Als Überlebender dieses Genozids habe ich keine Scheu, zu sagen, dass die Hutu die passende Vorgehensweise zum Töten gefunden haben, sie hatten die entsprechende Erfahrung, sie hatten das *know-how* entwickelt und fanden das völlig „normal“. Ein ganzes Volk zu vernichten, setzt natürlich voraus, dass man weiß, wie man

das angeht. 1994 haben sich die Dinge beschleunigt, ganz so wie beim Epilog einer Aktion, die lange vorbereitet, konzipiert und ausprobiert worden ist. Die Hutu hatten die Fähigkeit, schnell und mit fürchterlicher Effizienz zu töten.

Man kann sich nicht schreibend über den Tod der Tutsi äußern, der während des Genozids durch Ertränkungen vor sich ging, ohne sich dabei die Frage zu stellen, ob diese Methode schon zuvor verwendet worden oder erst nach dem Absturz des Flugzeugs und dem Tod des Präsidenten Juvénal Habyarimana in letzter Minute neu erfunden worden ist. Der Absturz hat als auslösendes Moment des Genozids fungiert. Manche wagen die Behauptung, er sei dessen Grund gewesen. Doch in dem Moment, in dem der Unfall stattfand, sind die Hutu, ihre Waffen in der Hand, aus ihren Häusern gekommen. Es war schon alles bereit. Es ist der Befehl zum Töten ausgegeben worden; der Befehl, junge wie alte Tutsi zu vernichten, hat seinen Gang genommen. Tortur, Ertränkungen, Vergewaltigungen haben sich mit schwindelerregender Schnelligkeit verbreitet. Die Nachbarn haben sich sofort an die „Arbeit“ gemacht. Die Hutu töteten die Tutsi, als ob sie dies in der Vergangenheit gelernt hätten. Sie betrieben dies mit dem absoluten Eifer, der dem Genozid eigen war.

In der Nacht vom 6. auf den 7. April 1994 reichten einige wenige Minuten aus, um die Massaker gegen die Tutsi über das gesamte Territorium Ruandas zu verbreiten. Viele sind sofort in den ersten Minuten nach dem Absturz getötet worden sind. Die Häuser wurden in Brand gesetzt, die Frauen in genauer Fortsetzung dessen, was es schon zuvor gegeben hatte, vergewaltigt. Der Genozid von 1994 war der letzte Akt eines Theaterstücks, das schon lange zuvor verfasst worden war.

Als ich den Genozid an den Tutsi überlebte, war ich noch jung, und darum sage ich mir, dass es nützlich wäre, denjenigen das Wort zu erteilen, die 1963 jung waren und heute Großeltern sind. Ich hörte ihnen zu, um die Worte, die ich nicht aussprechen konnte, an mein Bewusstsein weiterzugeben. Ich entdeckte, dass die Überlebenden dieser furchtbaren Gewalttaten keinen Ort gehabt haben, um ihrem Schmerz Ausdruck zu verleihen oder ihn auch einfach nur zu benennen. Es war ihnen verboten, zu sagen, was sie erlebt hatten. Niemand half ihnen, ihre Wunden zu verbinden, niemand hörte ihnen zu oder tröstete sie. Ich hörte den Worten zu, über die sie hatten schweigen müssen, nachdem sie dem Tod ins Auge geblickt und gezwungen worden waren, so zu tun, als wäre nichts vorgefallen. Das Leiden ist eine umso schwerere Last, je mehr es verborgen und verschwiegen werden muss.

Diejenigen, die konnten, flohen, andere blieben im Land, wo sie das Schrecklichste erlebten. Wenn sie von ihrem Leid sprechen, drücken sie das aus, was sie als Kinder empfunden und zu jener Zeit erlitten haben. All ihre Trauer wurde so lange verdrängt und erstickt. Wenn man einen Genozid überlebt, kann man größer werden. Doch das Zeugnis wird nicht größer, es behält die Stimme des Kindes, das man einst gewesen ist, mit den Worten von einst, denn das Gedächtnis bewahrt die Tatsachen und Gefühle, die Daten und die Orte intakt. Nichts wird anachronistisch, nichts veraltet. Wir anderen Davongekommenen gründen unser Leben auf das, was wir erlitten haben. Selten sind diejenigen, die das Glück gehabt haben, wieder ein normales Leben aufnehmen zu können. Die anderen sind in ihrer Geschichte blockiert geblieben.

[...]

Warum Richtung Tod rennen?

Das Zeugnis von Tatien Ndolilmana Miheto [es handelt sich um einen vom Verfasser befragten Überlebenden früherer Gewaltakte; A.P.]

Ich wurde am 21. Januar 1960, d.h. mitten in den Massakern geboren, die die Hutu-Nachbarn an den Tutsi begingen. Ich könnte auch sagen, dass ich mitten im Genozid geboren wurde, selbst wenn dieses Verbrechen gegen die Menschlichkeit in diesem tödlichen Moment der Geschichte Ruandas noch nicht als solches bezeichnet wurde.

Ich wurde seit meiner frühesten Kindheit durch die Erinnerungen der „genozidierten“ Tutsi geprägt, die im Fluss Nyaborongo und seinen Nebenflüssen, nämlich Rukarara, Mbirurume, Mwogo, Base, Nyabugogo und Akanyaru, ertränkt worden waren.

Verflucht sei der Fluss Rukarara, der so viele Tutsi, darunter Mitglieder meiner Familie, verschlungen hat. [...]

Im Alter von zehn Jahren erlebte ich die Qual, die mich seither nie wieder verlassen hat. Wieder einmal ist es der Fluss Rukarara gewesen, der die Verantwortung trägt – genau an dem Ort, wo er sich in Ntaruka einen unterirdischen Weg bahnte, der als Brücke dient. Seit Dezember 1963 ist der Ort mit Skeletten der Tutsi überdeckt. Ich wurde während meines ersten Gangs über die natürliche Brücke von Ntarkua bis ins Mark hinein erschüttert. Sie hinterlässt für immer in jedem menschlichen Wesen, das zwischen den Steinen, Ästen und anderem Abfall über die hineingestreuten Schädel

der Tutsi springen muss, um von der Region von Bunyambili in die Region Bufundu am anderen Ufer des Flusses zu gelangen, seine Spur. Diese natürliche Brücke ist genauso Schrecken erregend wie die Gedenkstätte von Murambi [...] [Gemeint ist eine Technische Schule, die 1994 zu einem der wichtigsten Tötungsstätten des Genozids wurde. Heute befindet sich dort eine Gedenkstätte. Anfangs wurden die Toten, die man dort aufgefunden hatte, sämtlich in ihren Stellungen, als Körper also, belassen. Inzwischen haben sich die Ausstellungsformen verändert. Direkt nach dem Genozid aber wollte die neue Regierung auf die physische Evidenz des Schreckens dieser Körper setzen. [A.P.].] Doch sie [nämlich die Brücke; A.P.] ist in dieser dunklen, wilden und von Zerstörung geprägten Landschaft, in der die Schädel der Tutsi von ihren Angehörigen nie haben beweint werden können, noch beeindruckender [als die Schule von Murambi; A.P.]. Dieser unterirdische Gang hat mich von Kindheit an mit Schrecken erfüllt, und dieses Entsetzen hat mich nie wieder verlassen. Bevor dieser Gang sich mit den Leichen der Tutsi füllte, hatte es bei dieser natürlichen Brücke nie jahreszeitlich bedingtes Hochwasser (*kyrengerwa n'amazi*) gegeben – auch nicht während starker Regenfälle. In der Gegend sagte man hinter vorgehaltener Hand: *Ntaruka isigaye yuzura biarigeze mu mateka yaho* („Die natürliche Brücke von Ntaruka ist nicht mehr gegen Überschwemmungen gefeit, wie sie es vor den Massakern von 1963 stets gewesen ist“). Seit diesem Trauma, das mir auf der Brücke von Ntaruka zustieß, gerate ich, egal wo ich bin, jedes Mal ins Zittern, wenn ich eine Brücke überquere, und sei es auch eine Brücke hier in Belgien, mit mir am Steuer meines Autos.

So weit ich weiß, hat kein erwachsener Tutsi der Gegend, so mutig er auch sei, es jemals gewagt, allein über die Brücke von Ntaruka zu gehen. Wenn man die Schädel unserer Angehörigen sieht, die langsam von Gras überwachsen und mit dem Schmutz überdeckt wurden, den der Regen herbeischwemmt, oder die während der Trockenzeit offen daliegen, sind die Angst und das Gefühl des Leids derart stark, dass man ohnmächtig werden und in diesen grausamen Fluss fallen könnte. „Grausam“ ist das Wort, das man gemeinhin benutzt, um diesen Fluss zu bezeichnen. Er wird als verantwortlich für den Tod betrachtet, den die Tutsi im Jahr 1963 erlitten. Es war verboten, die Mörder zu nennen oder ihre Verbrechen zu erwähnen, denn sonst wäre man als Extremist, wenn nicht gar als Terrorist eingestuft worden. Die Tutsi erhoben also „Anklage“ gegen den Fluss Rukarara oder gegen den Wind (*Muyaga*), weil sie für das Massaker an ihren Familien verantwortlich seien. Dabei wusste man sehr wohl, dass diese von den

Hutu-Nachbarn getötet worden waren. Jeder Tutsi, der es gewagt hätte, zu sagen, dass die Hutu die Tutsi getötet hatten, unterlag dem Risiko, ins Gefängnis geworfen zu werden. Während ihrer traumatischen Krisen wandten sich manche mit großer Heftigkeit gegen den Fluss, indem sie ihn beschimpften und mit Schmähworten überschütteten. [...]

Flüsse, Seen und Brücken

In Ruanda gibt es wie allüberall auf der Welt Brücken. Während des Genozids von 1994 war man überzeugt, Tutsi in den Fluss zu werfen, sei, wie die genozidären Täter sagten, eine „Abkürzung“. Sie genossen es, Tutsi von den Brücken hinunterzuwerfen. [...]

In Ndiza [hier handelt es sich wieder um das Leben des Verfassers selbst; A.P.]

Als ich noch ein Kind war, pflegte meine Mutter, überwältigt von neuen Ereignissen der Gewalt, zu sagen: „Es wäre besser, nach Ndiza zurückzukehren!“ Der Sohn, der ich war, wollte immer wissen, was denn dieses „Ndiza“ sei. Sie aber hatte Schwierigkeiten, es mir zu erklären. Der Name erinnerte sie an die alptraumhaften Szenen, die sie in ihrer Jugend erlebt hatte. Schließlich fand sie die Kraft, mir zu sagen, dass Ndiza der Hügel in der Gemeinde Nyakabanda, in der ehemaligen Präfektur von Gitarama, war. Am Fuß der Hügel fließt der Nyabarongo, der sich aus den Quellen des Nils speist. Auf der anderen Seite liegt die ehemalige Präfektur von Gisenyi, genau da, wo sich die Gemeinden Satinski und Kibilira befinden. Dort wie anderswo wurden zwischen 1959 und 1994 die Tutsi getötet und in den Fluss geworfen. Sie wurden geschlagen, auf dem Boden entlanggeschleift, ihrer Kleidung beraubt und gezwungen, nackt vor ihren eigenen Kindern und Kindeskindern herumzulaufen. Viele starben, noch bevor sie überhaupt den Fluss erreichten.

Meine Mutter fügte, genauer werdend, hinzu, dass im Jahr 1973 mehrere Tutsi-Familien, darunter auch ihre eigene, auf diesen Hügeln verfolgt und dass Mitglieder dieser Familien im Nyabarongo ertränkt worden seien. Kinder, Männer, Frauen, alte Menschen starben dort.

Am 1. März 1973 unterwarfen die von starker Feindseligkeit angetriebenen Hutu-Extremisten Ndizas auf den Befehl des Bürgermeisters Sibomana Straton hin die Tutsi ihrer Tortur, bis diese nach schrecklichsten Agonien verstarben. Meine Großmutter, die ich nie kennengelernt habe, war unter diesen Opfern. Sie war im achten Monat schwanger. Mein Großvater wurde mit der Machete zerhackt und anschließend in den Nyabarongo geworfen.

Meine Mutter, die vierzehn Jahre alt war, wurde gleichfalls in den Fluss geworfen, doch wie durch ein Wunder wollte der Fluss sie viermal hintereinander nicht haben. Beim fünften Mal wurde sie gefesselt, bevor man sie in den Fluss warf. Neun Stunden später wurde sie Gott sei Dank durch Vénuste Murindangabo, einen wohlmeinenden Hutu-Lehrer, vom Tod durch Ertränken gerettet. In Ndiza war meine Mutter damals die einzige Überlebende ihrer Familie. Alle Menschen, die sie geliebt hatte, waren umgekommen, sie blieb ganz allein auf der Welt zurück. In jenem Jahr überlebte auf diesem Hügel nur eine verschwindend kleine Zahl von Tutsi.

Im Jahr 1991 ging sie, begleitet von ihren Freunden, zu Vénuste, um ihm dafür zu danken, dass er ihr das Leben gerettet hatte. Sie schenkte ihm, entsprechend den Gepflogenheiten unserer Kultur, als Zeichen ihrer Dankbarkeit eine Färsche. Vénuste arbeitete weiterhin in Ndiza als Lehrer. Im Jahr 2007 trafen meine Mutter und er erneut zusammen. Sie sprachen dabei lange über dieses Ereignis. Bis heute ist Vénuste der beste Freund meiner Mutter geblieben. Kürzlich hat er ihr dabei geholfen, die Felder ihrer Eltern zurückzubekommen.

Ich stellte mir tausend Fragen über unser Schicksal. Ich verstand nicht, warum meine Großmutter auf dem Boden geschleift, geschlagen und verstümmelt oder warum meine Mutter mehrfach in den Fluss geworfen worden war. Es war sehr hart für sie, allein, ganz ohne einen Menschen, auf den sie hätte zählen können, um ihr Überleben zu kämpfen. Und noch härter war es, den Tätern, die ihre Familie getötet hatten, zu verzeihen und ein neues Leben aufzubauen.

Ich suchte endlos nach Antworten auf diese Fragen. Ich unternahm alles, um zu verstehen. Die Geschichte des Landes der tausend Hügel zeigte mir, dass die Tötungen, die sich gegen meine Familie gerichtet hatten, während der Jahre auf zyklische Weise wiederholten. 1959, 1963, 1973, 1990, 1992 und schließlich 1994 – das Datum, wo

der Tod der Tutsi durch Ertränkung zu einer der bevorzugten und systematisch eingesetzten Waffen der Mörder wurde.

In Ruanda müssen die Toten der Tradition gemäß auf würdige Weise begraben werden. Ich hörte nicht auf, mich zu fragen, welcher wohl der letzte Zielort der ermordeten, in die Wellen der Flüsse geworfenen Tutsi war. Ich hoffte, dass sie begraben worden waren, und fragte mich zugleich, wo genau sie lagen.

Im Jahr 1994 wurden fast eine Million Tutsi im Zuge eines beispiellosen Genozids getötet. Ich habe gesehen, wie das Menschengeschlecht all seine Menschlichkeit verlor und sich in eine wilde Bestie verwandelte, ich habe gesehen, wie die befreundeten Nachbarn von gestern zu schlimmsten Feinden wurden. Das, was meine Mutter im Alter von vierzehn Jahren erlebte, habe ich im Alter von zwölf erlebt. Und Schlimmeres noch. Achtzehn Erwachsene, die im Prinzip für meine Erziehung hätten sorgen müssen, haben sich an mir vergangen. Stellt Euch die Schmerzensschreie eines Kinds vor, dem niemand zur Hilfe eilt.

Zwar bin ich nicht der Einzige, der damals jene Qual erlitt, doch damals traf ich die Entscheidung, dass ich mich im Kampf um die Rechte von Kindern engagieren würde, damit niemand unter ihnen je wieder das Entsetzenerregende erfahren müsse, das ich selbst erlebt hatte.

Im Jahr 2004 war ich vierundzwanzig Jahre alt. Für mich war der Moment gekommen, um der Welt das Schicksal der Opfer zu zeigen, die während des Genozids in die Wasserläufe und Seen geworfen worden waren. Der Grund dafür war ganz einfach: Ihr Fall wurde selten erwähnt, er blieb vergessen und gleichsam verborgen.

Meine Mutter, meine Geschwister und ich selbst

[...] Als ich ins Alter kam, um Dinge zu verstehen, litt ich sehr unter dem, was sie [die Mutter; A.P.] an Schrecklichem erlebt hatte. Als 1992 in der Region des Bugesera die heftigen Angriffe gegen die Tutsi erfolgten, hatten wir so große Angst, dass wir des Nachts nicht schlafen konnten. Die Hutu-Soldaten drangen in die Häuser ein, und ich wusste da, dass die Probleme meiner Mutter meine eigenen geworden waren. Es ist furchtbar, als Kind mit solcher Grausamkeit konfrontiert zu werden. Ich fragte mich

nach dem Warum für alles. Ich fragte mich, warum die Hutu noch nicht einmal Mitleid mit unschuldigen, kleinen Kindern hatten.

Im Jahr 1989 ließen sich meine Eltern scheiden, und das Gericht wies meiner Mutter das Sorgerecht für uns Kinder zu. Wir lebten glücklich unter ihrem wohlwollenden Blick. Sie traf die Entscheidung, ein Haus in einem Außenviertel von Kigali in der Kommune von Rubungo im Bezirk Kinyinya errichten zu lassen, das zur Unterpräfektur des ländlichen Gebiets von Kigali [der Hauptstadt Ruandas; A.P.] gehörte. Zu jener Zeit war Kinyinya weder besonders stark besiedelt noch sehr belebt. Ich erinnere mich, dass uns die Kinder, die in unserem Alter waren, anstarrten. Sie scharten sich um uns, um uns während der Pausen mit ihren Fragen zu bombardieren. Wir waren zu regelrechten Stars geworden! Es stimmt, dass wir anders waren als sie, wir sprachen mit den Lehrern Französisch und waren, nachdem wir in Kigali die beste Schule besucht hatten, den anderen vom schulischen Wissen her voraus. Die Beziehung zu den Nachbarn war gut, die Leute hatten Umgang miteinander, Feindseligkeiten gab es nicht, Hutu- und Tutsi-Kinder lernten gemeinsam.

[...] Der Genozid gegen die Tutsi begann bei uns in Kinyinya sehr früh, nämlich gleich nach dem Attentat, in dem der Präsident Habyarimana saß. In der Nacht des 6. April verließen die Soldaten ihr Lager in Kami und begannen mit den Tötungen.

Gegen einundzwanzig Uhr kamen die Soldaten zu Ildephonse Munyakazis Familie. Wir standen dieser Familie sehr nah. Um zweiundzwanzig Uhr töteten die Soldaten seine Frau, Perpétue Mukamparye. In den darauffolgenden Tagen töteten sie ihre Kinder. Marie Aimée Mukayiranga, sechszwanzig Jahre alt; Gilbert Munyakazi, vierundzwanzig Jahre alt; Jean Bosco Muyango, achtzehn Jahre alt. Ihre Tochter Sylvie Munyure, die dreizehn war, wurde am 9. April getötet. Nur die jüngste Tochter Alouette Munganyinka überlebte.

Gegen Ende April töteten sie in Kinyinya ohne jedes Mitleid, es bestand nicht die geringste Chance, ihnen zu entkommen. Meine Mutter traf die Entscheidung, die Kinder voneinander zu trennen, um jedem die Chance zum Überleben zu geben. Sie wollte meinen kleinen Bruder zu seinem Patenonkel Munyembaraga, einem berenteten Soldaten, schicken, denn sie hoffte, dass dieser sein Patenkind beschützen würde.

Zwei Wochen zuvor hatten die *Interahamwe* die Tutsi in der Grundschule von Kinyinya zusammengetrieben.

Am Morgen des 27. April kamen die Soldaten und begannen, überall herumzuschießen. Wir lagen flach auf dem Boden, die Kugeln flogen über unsere Köpfe hinweg, wir hörten Geschrei und Geheul. Es gelang uns nicht, miteinander zu sprechen. Mein kleiner Bruder sagte uns auf Wiedersehen, um zu versuchen, rennend bis zu seinem Patenonkel zu gelangen. Meine Mutter wollte seine Hand nicht loslassen, sie weinte und weinte, doch der Kleine wollte so schnell wie möglich los. Er sprach dabei den folgenden Satz, der sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt hat: *Ndagiye nimbaho tuzabonana*. („Ich gehe, wenn ich überleben sollte, werden wir uns wiedersehen.“) Er lief sehr schnell, ich sah, wie er sich entfernte, das ist das letzte Bild, das ich von ihm habe. Wir anderen verharrten bewegungslos und in liegender Stellung. Mein großer Bruder, Jules Mwicita-Mitali, bekam eine Kugel in den Kopf, er blutete stark, doch er war nicht tot. Ich erinnere mich, dass ich nicht die Kraft hatte, mich zu bewegen. Meine Unterwäsche bedeckte die Wunden, die mir die Militärs und Milizen zugefügt hatten, die mich zwei Tage zuvor in den Sümpfen, die Kinyinya vom Lager Kami trennen, vergewaltigt hatten. Mir gingen die Frauen durch den Kopf, die vor meinen Augen vergewaltigt und getötet worden waren. Mein kleiner Bruder ist mit solcher Schnelligkeit aufgebrochen, dass ich nicht den Mund öffnen konnte, um ihm auch nur ein Wort mitzugeben. Ich sage mir oft, dass, wenn ich gewusst hätte, was kam, ich hinter ihm hergelaufen wäre, um ihn zu retten.

Wir erfuhren später, dass er durch seinen Patenonkel, der den ganzen Genozid hindurch seine Waffen trug, bei lebendigem Leibe verbrannt und dann in ein Massengrab geworfen worden ist. Niemand kann solche Verbrechen auf rationale Weise erklären.

Seither stellte ich mir weiter die Frage, warum ich nicht meine Großeltern, meine Tanten, meine Onkel oder andere Mitglieder meiner Familie kennengelernt habe. Sie alle waren 1973 im Nyabarongo ertränkt worden. Ich wollte wissen, wo sie zuletzt hingelangt sind. Bis wohin hat der Fluss sie fortgetrieben?

Meine Mutter hat den Genozid von 1994 überlebt. Gemeinsam mit drei ihrer Kinder hat sie als Witwe weitergelebt. Mein großer Bruder, Jules Mwicira; meine jüngere Schwester, Clarisse Usanase Mwicita-Mitali; und schließlich ich selbst. Clarisse ist am 10. April 2014 während der Gedenkfeierlichkeiten zum zwanzigsten Jahrestag des Genozids an den Tutsi gestorben. Zwanzig Jahre lang erlebte sie ununterbrochen die Trauer und den Terror, den sie erlitten hatte, als 1994 ihr Vater vor ihren Augen ermordet wurde.

Ich selbst habe den Genozid überlebt und kämpfe weiter um mein Überleben. Ich brauchte eine Schulter, an der ich weinen konnte – die Schulter eines Verwandten, eines Bruders, einer Schwester, eines engen Freundes. Doch wo sollte ich die finden? Ich war ganz allein. Bis auf einige nahe Freunde wusste niemand, wie sehr ich missbraucht worden war. Es gab viele, die genauso litten und die gleiche Not erlebten wie ich. Andere machten um das Leid der Überlebenden nicht viel Aufhebens. Ich verstand, dass ich die Antwort auf meine Fragen allein suchen musste.

Während des Genozids war ich missbraucht worden, ich war zwölf Jahre alt und musste mich dem Leben stellen. Bis zum heutigen Tag habe ich die Gründe für diesen Hass nicht begreifen können. Wie haben mir die Täter nur dieses Leid zufügen können? Ihre Schreie ähnelten denen von Hunden, die dabei sind, Fleisch hinunterzuschlingen. Doch hier war es kein Fleisch, sondern der Körper eines Kindes, mein eigener, der eines Jungen von zwölf Jahren, der so lange schrie, bis er ohnmächtig wurde. Warum ich immer wieder auf mein Alter verweise? Das Alter der Unschuld hatte zu jener Zeit und in der Welt, die mich allein ließ, keine Bedeutung mehr. Die immer gleiche Frage verfolgt mich und bleibt ohne Antwort: Warum haben die Tutsi zwischen 1959 und 1994 nur getötet werden müssen?

Es ist gar nicht lange her, da wurden einige Überlebende sogar noch nach dem Genozid getötet. Es ging darum, sie daran zu hindern, gegen die Täter auszusagen. Ich werde niemals Danon Frédéric Murasira vergessen, der mein bester Freund und für mich zugleich wie ein Bruder war. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, er war im fünften Jahr der Sekundarstufe. Unsere Wohnungen waren einander benachbart, und Murasira schlief bei mir, wenn ich nachts beim Radio arbeitete. Wir halfen uns gegenseitig. Wie ich selbst hatte auch er keinen Vater mehr. Ich werde niemals vergessen, wie man ihn am 19. November 2006 mit Machetenschlägen zerhackt hat. [...]

Ich strengte mich an, den Überlebenden zu helfen, während sich die Welt, als ich missbraucht wurde, von mir abwandte. Diese traurige Erfahrung zerstörte in mir das kindliche Vertrauen, das ich bis dahin zu den Erwachsenen gehabt hatte. Ich war zwölf Jahre alt; meine Mutter war vierzehn, als sie in den Fluss geworfen wurde; mein kleiner Bruder war acht, als er mit Hilfe von Benzin bei lebendigem Leibe verbrannt wurde. Ich schwor mir, niemals so wie diese Erwachsenen zu sein, die mich nicht hörten, als ich sie anbettelte und sie in einem Strom von Tränen flehend um Verzeihung bat.

Seither habe ich mich resigniert meinem Unglück und meiner Einsamkeit ergeben. Ich habe einen Weg gefunden, um aus den Schatten herauszufinden. Ich bin über mein Leid hinausgewachsen, ich habe es zeitweilig beiseitegeschoben, auch wenn man es niemals vergessen kann.

Ich fühle mich verpflichtet, an die Menschen zu denken, die vor uns gelebt haben, doch ohne dass ich weiß, wo sie liegen. Wenn Du weißt, wo Deine Verwandten begraben sind, ist das schon eine große Erleichterung.

Das, was meine Mutter erlebt hat, habe ich nach ihr erlebt. Ich möchte dieses dunkle Erbe nicht an meine Familie oder die künftigen Generationen weitergeben. Ich will nicht, dass sie das erleben, was wir selbst erlebt haben. Doch es ist gar nicht einfach, den Erwachsenen zu vertrauen, denn sie begehen Verbrechen, die einen sprachlos machen. Ich frage mich weiterhin, was wohl gut daran sein kann, Seinesgleichen zu töten, ihnen weh zu tun, unmenschlich zu sein. Einige versuchten, das zu erklären, doch ich verstehe noch immer nicht, warum jemand getötet werden musste, weil er zu dieser oder jener „ethnischen“ Gruppe gehörte. Ich würde gern die Erinnerung an die Verschwundenen bewahren, die einst zur Familie jener gehörten, die überlebt haben. Sie waren unsere Freunde, unsere Verwandten, Brüder und Schwestern oder gute Nachbarn. Sie waren Ruander, und vor allen Dingen waren sie menschliche Wesen. Ihnen ist das Recht, zu leben, von anderen Menschen abgesprochen worden. Diese aber waren ihre Mitbürger und hatten mit ihnen seit Jahrhunderten dieselbe Kultur, dieselbe Sprache, dieselbe Art, zu leben, und vieles andere mehr geteilt.

Normalerweise wird eine Person, wenn sie stirbt, auf würdige Weise begraben, und die Freunde kommen, um diejenigen, die Trauer tragen, zu trösten. Doch 1994 ist dies nicht der Fall gewesen. Ganze Familien wurden ausgelöscht. Die wenigen Überlebenden waren mehrheitlich Kinder und Witwen.

Es ist wegen ihrer schuldhaften Vergangenheit nicht einfach für die anderen, sich in die Überlebenden hineinzusetzen, um Mitleid mit ihrem Schmerz zu haben oder um sie zu trösten. Noch weniger können sie ihnen dabei helfen, sich wiederaufzurichten und nach diesem Alptraum ein neues Leben zu beginnen. Noch trauriger ist es, dass die Welt taub geblieben ist, als die Tutsi ab Ende der 1950er Jahre bis hin zur tragischen Wende des Genozids, der ungefähr eine Million von ihnen das Leben kostete, getötet wurden. Wegen all dieser Dinge stelle ich mir tausend Fragen. Warum

existieren wir? Warum müssen wir leben? Die Tiere ernähren sich von anderen Tiere, weil sie so geschaffen wurden. Nähren sich die Menschen vom Blut Ihresgleichen? Warum ist die Welt angesichts derer, die Kinder bei lebendigem Leibe verbrannten oder Babys packten, um sie lebendig in einen Topf mit kochendem Öl zu werfen, so unbeteiligt geblieben? Warum ist schwangeren Frauen der Bauch aufgeschlitzt und warum sind die Babys, die sie trugen, massakriert worden? Warum wurden sie auf öffentlichen Plätzen nackt bloßgestellt? Warum sind Männer verstümmelt und ihre Hoden oder ihr Penis den Hunden zum Fraß vorgeworfen worden? Warum ist die Welt angesichts all dieser Gräueltaten stumm geblieben, ohne dass jemand eingegriffen hätte? Und wie vieler Toter bedufte es noch, damit der Hilferuf endlich erhört und den Massakern Eingehalt geboten wurde? [...]

In Butamwe, Diane Murekeyisoni

[erneut handelt es sich um die Lebensgeschichte einer anderen Person, dieses Mal einer Frau, die den Genozid von 1994 erlebte; A.P.]

Das Zeugnis von Diane gilt den Verfolgungen, die sie von 1993 in Ruanda bis ins Jahr 1996 in Zaire erlebt hat. Dorthin hatte man sie nach dem Genozid unter Zwang und Gewalt verschleppt.

Vor dem Genozid an den Tutsi Ruandas konnte man vorausdeutende Anzeichen für die kommenden Massaker lesen, doch Diane war noch zu jung, um diese Zeichen zu entziffern. Sie war im vierten Grundschuljahr und gerade zehn Jahre alt geworden. Ihr Vater Gabriel Garisikare war 1990 an einer Krankheit gestorben, und so lebte sie denn mit ihrer Mutter, Thérèse Nyinawanusi, zusammen, die allein ihre zwei Söhne und ihre drei Töchter großzog.

Ihr Vater hatte ein zweites Mal geheiratet und darum hatte sie drei Halbbrüder und eine Halbschwester, die alle älter als sie waren. Zwei von ihnen waren verheiratet, und darum hatte ihr Vater bereits Enkelsöhne und -töchter. Sie lebten alle in Kanombe in einem Haus, in dem ihre Mutter und ihre Kinder zuvor gewohnt hatten.

Die Tutsi lebten oft in Häusern, die nahe beieinander lagen, und so war das auch in Kanombe und dann in Butamwa, wo ihre Mutter und ihre Kinder hingezogen waren. Das war ein Ort, der heute Mageragere heißt und vierzig Gehminuten vom Stadtzentrum von Gahanga entfernt ist, beim Nyabarongo-Fluss. An diesem Ort hat der Genozid sie und ihre Verwandten vorgefunden.

Die erweiterte Familie ihres Vaters, die in Kanombe lebte, wurde am selben Tag ermordet, an dem es zum Absturz des Flugzeugs des Präsidenten Habyarimana kam. Der Genozid nahm mit sofortiger Wirkung seinen Anfang. Die wenigen Überlebenden verstanden das jedoch erst viel später. Die meisten Familienmitglieder des Vaters wohnten ganz in der Nähe des Palastes des Präsidenten. Teile des Flugzeugs fielen am 6. April auf ihr Grundstück. Ihre Halbbrüder und ihre Halbschwester, ihre Onkel, Tanten und Cousins wurden alle in den ersten Minuten des Genozids umgebracht.

Am Tag nach dem Absturz, also am 7. April 1994, brach Dianas Mutter in aller Eile auf, um ihre älteste Tochter, Rosine Uwingabire, zu besuchen, die achtzehn Jahre alt war und in einem Gesundheitszentrum behandelt wurde, das man gemeinhin „Bei Nyirama“ nannte. Rosine litt unter starken Kopfschmerzen, und Freunde hatten ihr geraten, sich in Nyamirambo in diesem Gesundheitszentrum behandeln zu lassen. Thérèse hatte Rosine John anvertraut, der für die Kinder der Onkel mütterlicherseits war und vor Ort lebte. Sie selbst ging regelmäßig hin, um die Behandlung ihrer Tochter zu begleiten.

Am 6. April brach also die Mutter in einer Atmosphäre der Unsicherheit und Gewalt Richtung Nyanmirambo auf, um Rosine nach Hause zu holen. Sie wollte, dass die ganze Familie zusammen sei, denn „wenn man schon getötet würde, dann alle zusammen“. Die fünf Kinder sollten ihre Mutter nie wiedersehen, sie erfuhren erst später, dass sie ungefähr am 10. April auf dem Heimweg getötet wurde, als sie sich allein durch den Busch einen Weg nach Hause zu bahnen versuchte, um den Mördern zu entkommen. Sie hatte ihr Vorhaben aufgegeben, Rosine, die gar zu schwach war, auf diesen gefährlichen Weg zurück nach Hause mitzunehmen.

Bevor sie aufbrach, hatte sie ihre jüngste Tochter, Agnès Urujeni, die ganz in der Nähe wohnte, gebeten, sich während ihrer Abwesenheit um die Kinder zu kümmern. In Anbetracht der Situation hoffte sie nicht darauf, gleich wieder zurück zu sein, doch sie hatte Vertrauen zu Gott. Agnès, die schwanger war, kam mit ihren zwei Kindern, um

bei Thérèse zu wohnen. Am 7. April warteten Agnès und ihre Brüder und Schwestern umsonst auf die Rückkehr der Mutter. Ebenso am 8. und 9. April. Sie verfügten über kein Telefon, und die Nachrichten, die sie aus Kigali bekamen, waren alarmierend. Obwohl sie noch sehr jung waren, verstanden sie, dass im nahen Kigali eine große Zahl von Menschen getötet worden war. Am 10. April begannen in Butamwa die Massaker an den Tutsi.

Die Kinder hörten Geräusche, die ihnen bis dahin unbekannt gewesen war: Trillerpfeifen, Gewehrschüsse und explodierende Granaten. An diesem Morgen gingen sie gegen elf Uhr auseinander, jeder in eine andere Richtung. Es sollte das letzte Mal sein, dass sie sich sahen. Nur Diane sollte später wieder mit ihrer Schwester Rosine zusammenfinden.

Diane liebte Kinder seit jeher über alles, sie kümmerte sich gern um die Kinder ihrer Schwester Agnès. Als die Explosionen die Kinder auseinandergetrieben hatte, trug sie Agnès' Baby in einem Tragetuch auf dem Rücken, und an der anderen Hand führte sie das andere Kind. Ihre Tante, die im neunten Monat schwanger war, hatte stark angeschwollene Füße und war sehr erschöpft.

Ihre vorherigen Schwangerschaften waren nicht einfach gewesen, und darum dachte sie, dass ihre Schwester während des letzten Monats ihrer Schwangerschaft auf sie achtgeben könne. Sie standen einander sehr nah. Beide kamen aus Butare und hatten in Butamwa wieder zusammengefunden. Für alle beide war die andere die nächste Verwandte. Was den Mann von Agnès betrifft, so handelte es sich um einen Trunkenbold, der sich nicht um seine Familie kümmerte. Wenn Agnès bei ihrer Schwester war, verbrachte Diane die ganze Zeit mit ihren jungen Cousins.

An diesem 10. April lief Diane los, doch das Kind, das sie an der Hand hielt, war noch zu jung, um schnell zu laufen, und Diane wiederum zu schwach, um beim Laufen beide Kinder ihrer Tante auf dem Arm zu tragen. Hinter ihr zerschmetterten die Milizen mit der Machete alle Tutsi, die sie fangen konnten. Diane verstand den Schrecken nicht, der in ihrem Kopf herrschte, und noch heute will es ihr nicht gelingen, zu begreifen, was genau vor sich ging. Die Gefahr kam von überall. Alle sprangen über die Leichen eines Verwandten oder Freundes, ohne zu weinen. Ab elf Uhr ergriff sie die Flucht; die Mörder, die ihr auf den Fersen waren, massakrierten Frauen, Männer, Junge wie Alte.

Alle rannten, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Erst gegen fünfzehn Uhr kam sie bei der Kirche von Burema an, obwohl diese gar nicht weit entfernt war.

Ihre Tante wurde gleich zu Beginn der Massaker getötet. Als sie sich umblickte, bemerkte Diane, dass die *Interahamwe* sie gefangen, auf den Boden geworfen und ausgezogen hatten. Später erfuhr sie, dass sie zu Tode gefoltert worden war und die Mörder ihr das Baby mit Messern aus dem Leib geschnitten hatten, um es getrennt von ihr zu töten. Das, was sie selbst, mit ihren eigenen Augen, sah, bevor sie die Flucht ergriff, war, dass die Tante bewegungslos auf dem Boden lag, nackt ausgezogen und mit Schlägen überdeckt. Diane konnte, indes sie über die Leichen sprang, mit den anderen Kindern entkommen. Die Mörder schossen mit Gewehren hinter ihr her. Als sie über die blutigen Körper der Tutsi stolperte, verfiel Diane in Panik, sie verstand nicht, was los war, sie hatte den Eindruck, der Himmel falle ihr auf den Kopf. Auf ihrer Flucht bekam sie den Rat, sich in die katholische Kirche von Burema zu begeben, wohin vor ihr schon viele andere Menschen geflohen waren.

Als sie dort gegen fünfzehn Uhr ankam, fand sie eine große Menge von Geflüchteten vor. Viele bluteten stark, wieder andere hatten Gliedmaße verloren... Es war furchterregend. Um die Kirche herum lagen Leichen und im Kircheninneren die Sterbenden. Weinen war zu hören, und größte Angst herrschte. In jedem Augenblick konnte man angegriffen und getötet werden. Diane erkannte einige ihrer Nachbarn wieder, Männer, die versuchten, sich zu organisieren, indem sie Steine auflasen. Mit deren Hilfe würden sie, so ihr Gedanke, den bevorstehenden Angriff der *Interahamwe* und der Milizen zurückschlagen.

Die Angreifer trafen wie erwartet am nächsten Morgen ein, und zwar unterstützt durch militärische Verstärkung, die vom Hügel in Rebero und vom kleinen Geschäftszentrum in Mugendo herbeikam. Dieses Zentrum liegt nicht weit von der Brücke entfernt, die Kigali und das Bugesera voneinander trennt, an der Stelle, wo die Straße links nach Butamwa und Burema führt. Die Tutsi hatten sich als Gruppe zusammengefunden und konnten daher leicht eingekreist und systematisch vernichtet werden. Nach einigen Gewehrschüssen wurden sie zurückgeschlagen. Ihre Steine wurden nutzlos, und schnell setzte Gewehrfeuer ein. Die Soldaten schossen unablässig auf die Fliehenden, die nicht in die entgegengesetzte Richtung laufen konnten, weil andere Militärs nur darauf warteten, dass sie sich nähern würden, um ihrerseits auf sie schießen zu können. Viele fielen tödlich verletzt zu Boden. Einigen gelang die Flucht.

In diesem Moment höchster Verzweiflung wurde Macibiri, die kleine Tochter ihrer Tante, die Diane an der Hand hielt, tödlich getroffen. Sie war fünf Jahre alt. Mutoni, die kleine Tochter, die sie auf dem Rücken trug, war jünger als drei. Ohne dass Diane verstanden hätte, was genau vor sich ging, fiel Macibiri plötzlich zu Boden. Sie waren an der Seite von einer Kugel getroffen worden. Diane hatte schon gesehen, wie ihr Vater starb, doch ihr schien damals, als wäre er friedlich eingeschlafen. Dieses Mal aber lag das Kind ihrer Tante agonisierend vor ihr, und heißes Blut trat schäumend aus der Wunde. Diane weinte, sie wusste nicht, was sie tun sollte, sie beugte sich über das Kind und wollte es in ihre Arme nehmen. Dabei schrie und weinte sie. Andere Mamas, die sie kannten, kamen zu ihr gelaufen und versuchten, sie zu beruhigen und, so gut es ging, zur Vernunft zu rufen. Sie sagten: „Murekeyisoni, beruhige Dich, es ist vorbei, versuche zu fliehen. Macibiri ist tot. Renn los, denn sonst wirst auch Du getötet werden, und das Kind, das Du auf dem Rücken trägst, mit Dir.“ Diane aber konnte nicht, sie blieb über das kleine Mädchen gebeugt und weinte, indem sie das Kind weiterhin aufzuwecken versuchte. In diesem Moment aber hörte Macibiri auf, zu atmen und sich zu bewegen. Sie war ihrer Mutter gefolgt, die einige Momente zuvor eines grausam blutigen Todes gestorben war.

Als Macibiri tot war, richtete sich Diane auf und versuchte, den Knoten ihres Tragetuches, in dem Muroi auf ihrem Rücken festgebunden war, neu zu schlingen. Gemeinsam mit den anderen begann sie, zu rennen und zwischen den Linien der Mörder durchzukommen. Viele wurden bei diesem Durchbruchversuch ermordet. Nach Dianes Flucht drangen die Mörder in die Kirche ein. Sie töteten alle und erledigten die Sterbenden und Verletzten mit Macheten- und Knüppelschlägen. Die Dunkelheit setzte ein, und all diejenigen, die auf der Flucht war, nahmen die Straße, die zur Kommunalverwaltung von Buamwa führt. Sie wussten, dass sich dort der Bürgermeister, Laurent Twagirayezu, befand, der sie verteidigen und ihnen einen Schutzraum öffnen würde. Sie gingen immer weiter diese Straße entlang, die von den Leichen agonisierender Tutsi gesäumt war. Die Häuser brannten, und in ihnen Menschen. Der Geruch der verbrannten Körper war nicht zum Aushalten. Das makabre Bild von am Straßenrand liegenden Körpern und die durchdringenden Schreie der Sterbenden sollten Dianes Geist nie wieder verlassen. Es war furchtbar. Von den Toten erkannte sie manche wieder. Nach dem Genozid erzählte sie den Überlebenden von deren Familienmitgliedern. Die Körper konnten später wiedergefunden werden.

Diane ging immer weiter, doch ohne zu wissen, ob Tag sei oder Nacht. Sie hatte jedes Zeitgefühl verloren. Nachdem sie die allergrößten Schwierigkeiten überwunden hatten, kamen die Überlebenden schließlich bis zum Kommunalgebäude. Dieses war von Straßensperren umgeben, und die *Interahamwe* sagten, dass niemand diese Sperren durchqueren dürfe und sie alle, um zu sterben, in ihren Bezirk zurückkehren sollten. Die Flüchtlinge konnten nicht durch, und wenn, dann nur, indem sie ihr Leben riskierten. Der Zwang bewirkte, dass sie nach Nyarufunzo zurückgingen, wo sie einen Tutsi finden wollten, von dem man sagte, seine Großfamilie stehe im Ruf großer Stärke und kämpferischen Talents.

Sie seien stark, sagte man. Doch wie sollte man Widerstand gegen den allgemeinen Hass leisten? Wie sollte es möglich sein, gegen sämtliche Hutus der gesamten Region zu kämpfen? Diejenigen, die sich an sie wandten, waren erschöpft und gering an Zahl. Es handelte sich vor allen Dingen um Frauen und Kinder. Die Männer waren in ihrer Mehrheit gleich zu Beginn der Massaker getötet worden.

Alle machten sich weiter auf den Weg nach Nyarufunzo. Dort hatte Diane durch den Mann einer ihrer Tanten Familie. Er hieß Ndenzi. Ihre Unglücksgefährten meinten, dass, wenn nicht alle Bewohner von Nyarufunzo getötet worden waren, diese sich um das Baby würden kümmern können, denn sie selbst war zu jung, um dies zu schaffen. Außerdem hatte sie nichts, was sie dem Baby zum Essen hätte geben können. Das Baby weinte bis zur Erschöpfung, und Diane betrachtete es in ihrer Ohnmacht. In Nyarufunzo wurden sie durch einige wenige Überlebende in Empfang genommen. Diese gaben ihnen von dem, was sie hatten auftreiben können, zu Essen. Die Pause dauerte jedoch noch nicht einmal zwei Tage. Am dritten Morgen griffen die eintreffenden *Interahamwe* sie mit Hilfe von Soldaten und Polizisten an, die mit Gewehren bewaffnet waren.

Die Militärs brachten sie unter ihre Herrschaft und befahlen ihnen, sich, getrennt nach Ethnien, aufzustellen: die Tutsi auf die eine, die Hutu auf die andere Seite. Sie befahlen ihnen auch, all ihr Geld auszuhändigen – was sie taten. Fast alle waren Tutsi, nur drei Personen traten vor und sagten, sie seien Hutu.

Anschließend befahl man ihnen, sich, getrennt nach Geschlecht, aufzustellen. Die Männer, die jungen Leute, die kleinen Jungen und sogar die Säuglinge männlichen Geschlechts wurden auf der einen Seite zusammengetrieben. Die Mütter standen

unter Schock, sie zogen ihren Jungen kleine Kleider an, doch die *Interahamwe*, die von grausamer Aufmerksamkeit waren, entrissen sie ihnen mit Gewalt. Vor ihren Augen wurde die Gruppe der Männer und Jungen auf der Stelle mit Hilfe unerbittlicher Machetenschläge und ohne jedes Mitleid bis zum letzten zu Tode gebracht. Das ist eine Erinnerung, die Diane unablässig verfolgt.

Nachdem sie alle Menschen männlichen Geschlechts erledigt hatten, befahl man den Frauen, Mädchen und Kindern weiblichen Geschlechts, sich im Hinterhof eines Hauses zusammenzufinden. Die Mörder sagten, sie würden sich ihrer als „Dessert“ bedienen. Die Leichen lagen überall aufgestapelt, das Blut floss über den Boden. Die Frauen weinten, diejenigen, die soeben ihren Mann, ihren Sohn oder ihren Bruder verloren hatten, waren untröstlich.

Am Morgen des folgenden Tages kamen die *Interahamwe* zurück und zwangen die Frauen, sich in Marsch zu setzen. Sie setzten alles daran, den Plan zu verbergen, der darin bestand, dass man sie wegführte, um sie im Nyabarongo zu ertränken; sie sagten, man bringe sie zum Wasserlauf Base, der sich nordwestlich von Kigali in den Nyabarongo ergießt. Diane verstand nicht, was das heißen sollte, doch die meisten ihrer Wegbegleiterinnen waren im höchsten Maße verängstigt und überzeugt davon, dass man sie zu ihrem Ort ihrer Ermordung führen würde. Diane empfand keine Angst. Als sie auf dem Weg waren, wies man sie an, einen kleinen Pfad einzuschlagen. Diesen erkannte sie wieder: Er führt in Richtung Nyabarongo. Erst da ergriff sie die Furcht. Viele weinten, andere beteten. Sie hatten schon lange nichts mehr gegessen und darum Schwierigkeiten, voranzukommen. Die *Interahamwe* schlugen diejenigen, die zu langsam waren, mit großer Brutalität, einige wurden mit der Machete getötet.

Der Weg war lang und beschwerlich. Als der Weg beim Nyabarongo endete, kam dies fast einer Erleichterung gleich. Während des Genozids erreichten die Tutsi einen Punkt, wo sie das Leben zu hassen begannen. Zu sterben war wünschenswerter als die Fortsetzung des Leidens. Beim Fluss angekommen, begannen die *Interahamwe*, sie ins Wasser zu stoßen. Manche zogen es vor, sich freiwillig hineinzuworfen. Dies schien besser, als zuvor der Folter der Schläge mit der Machete oder genagelten Keulen unterworfen zu werden. Die *Interahamwe* sagten, sie sollten „ihren Weg gehen“ und „nach Hause“, „in ihre Heimat“, „zurückkehren“. Es gab mehr als hundert Menschen. Zum Schluss fand sich Diane allein am Ufer des Flusses wieder, die anderen waren alle von der Strömung fortgerissen worden. Es gab nur noch sie. Als sie sich

umwandte, sah sie einen *Interahamwe*, der bereits die Machete erhoben hielt, bereit, ihr den Kopf abzuschlagen. Sie warf sich in den Fluss, der sie forttrug. Das Baby war indes immer noch auf ihrem Rücken festgebunden.

Sie erinnert sich, dass das Wasser sie fortriss und in Nase und Mund drang. Sie kann nicht mehr atmen, sie hat Halluzinationen. Sie hört aus der Tiefe des Wassers Stimmen, die in verschiedenen Sprachen beten, sie fragt sich, ob das Frösche seien. Nachdem sie ihr böses Geschäft verrichtet hatten, gingen die Mörder weg. Diane konnte nicht schwimmen und hatte bis dahin den Fluss immer nur aus der Ferne oder vom Gemeinschaftstaxi aus gesehen, wenn sie ihre Tante besuchen ging, die im Bugesera lebte. Sie schluckt Wasser und hört auf, zu kämpfen, sie denkt, dass ihr Ende gekommen sei. Doch plötzlich werden ihre Arme und ihr Hals von Gräsern aufgehalten, die mitten im Fluss wachsen. Sie fühlt sich leichter und beginnt zu überlegen: Soll sie den Tod hinnehmen oder im Gegenteil kämpfen und versuchen, aus dem Wasser herauszukommen? Sie sieht sich umsonst nach allen Seiten um und hofft dabei, jemanden zu entdecken, doch sie sieht niemanden. Sie fragt sich, was bloß aus ihr werden soll, wenn sie aus dem Wasser kriecht, denn „die Welt ist fertig“ (*Isi inashize*).

Doch die Lust zu leben ist stärker. Sie krallt sich an den Gräsern fest und steigt aus dem Wasser.

Sobald sie am Ufer ist, guckt Diane an sich herunter. Sie ist dreckig und völlig durchnässt. Ihr Bauch ist geschwollen und voller Wasser. Sie bemerkt, dass sie das Kind nicht mehr auf dem Rücken hat, sie beginnt, zu schreien, zu heulen, sich auf dem Boden zu wälzen. Mutoni hatte sich während des Kampfs gegen den Fluss von ihr gelöst und war fortgeschwemmt worden. Diane will sich ihrerseits ertränken, sie will ins Wasser zurück, um zu sterben. Sie weiß nicht, was in diesem Moment wirklich passierte, doch sie fiel zu Boden und kotzte das ganze Wasser, das sie geschluckt hatte, aus. Dann schlief sie ein.

Als sie wieder erwachte, war es mitten in der Nacht. Sie erhob sich und zog allein ins Dunkle los, ohne zu wissen, wohin sie ging. Sie hatten den Eindruck, zwischen den Leichen, die getötet worden waren, bevor sie zum Fluss gelangt waren, im Kreis herumzulaufen. Als es ihr endlich gelang, aus den Zuckerrohrfeldern hinauszufinden, stieß sie auf Straßensperren. Da sie inzwischen begriffen hatte, dass diejenigen, die man tötete, Tutsi waren, behauptete sie, sie sei Hutu, obwohl alle problemlos sehen

konnten, wer sie war. Manchmal log sie schlecht, doch man ließ sie durch, ohne sie gar zu brutal zu behandeln. In anderen Momenten ohrfeigte man sie oder versetzte ihr einen brutalen Fußtritt, doch man ließ sie durch mit der Bemerkung, dass sie bei der nächsten Straßensperre nicht lebend durchkommen werde.

Nach einiger Zeit erinnerte sie sich daran, dass sie zwei Onkel hatte. Einen in Gatare und den anderen in Nyamirambo, wo sie von ihrer Schwester Rosine aufgenommen worden war. Sie fragte eine Bäuerin nach dem Weg. Diese zeigte ihr die Richtung und fügte hinzu, dass sie sicher eine Tutsi sei und das Risiko laufe, getötet zu werden. Die Frau wünschte ihr viel Glück. Diane weiß nicht, wie viele Tage und Nächte sie gelaufen ist, doch es müssen in Anbetracht der kurzen Distanz, die beide Orte voneinander trennte, viele gewesen sein. Immer wieder stieß sie nach langen Umwegen auf Straßensperren. Eines Tages betrat sie versehentlich ein Militärlager, das von einer Sperre geschützt wurde, die aus den Köpfen von Kühen gebildet wurde. Sie verdankt es einem Wunder, dort lebend wieder rausgekommen zu sein.

Als sie in Gatare bei ihrem Onkel Stéphane eintraf, entdeckt sie, dass sein Haus zerstört war. Sie fragte eine Frau, die gleich nebenan arbeitete, ob sie etwas über den Verbleib der einstigen Besitzer des Hauses wisse. Diese antwortet ihr, sie habe gehört, dass sie noch nicht getötet worden seien. Sie zeigt auf ein Haus auf dem Hügel gegenüber, von dem sie annahm, dass sie sich dort befanden. Das war das Haus des großen Bruders von Stéphane, und Diane ging hin.

Als sie dort eintraf, begegnete sie Stéphanes Frau und seinen Töchtern. Stéphane und sein Sohn Kajugujugu waren getötet worden. Als die Frauen Diane sahen, begannen sie, zu weinen. Sie sagten, dass ihr Kommen sie traurig mache, denn sie wussten, dass sie jeden Moment dem Tod geweiht sein konnten. Sie wussten, dass Diane nicht in Sicherheit war und gewiss gemeinsam mit ihnen sterben würde. Sie hatten einem einflussreichen *Interahamwe* Geld gegeben, der sie jetzt gerade noch beschützte. Doch das stellte auf Dauer keine Garantie dar.

Kurze Zeit später traf Diane die Entscheidung, nach ihrer Schwester Rosine zu suchen oder zumindest zu versuchen, herauszufinden, was mit ihr geschehen war. Sie wusste nicht, ob man sie getötet hatte oder ob sie noch am Leben war. Sie fasste den Entschluss, zu ihrem Onkel zu gehen, der sie vor dem Genozid empfangen geheißen hatte. Sie ging zu einer Hutu, deren Mutter Tutsi und ihre Nachbarin war. Sie hatte

Angst, verraten zu werden, doch die Frau unternahm nichts. Sie erklärte ihr, dass Rosine nicht tot, doch durch Granatensplitter schwer verletzt worden sei. Sie war im Inneren des Hauses ihres Onkels angegriffen worden, wo sie sich weiterhin befand.

Diane näherte sich einer anderen Frau, die ganz in der Nähe des Grundstücks lebte, auf dem sich die Tutsi versteckt hielten. Einige sagten, dass die Frau eine Prostituierte sei. Sie flehte sie an, sie an den Ort zu führen, von dem man ihr gesagt hatte, dass Rosine sich dort aufhielt. Sie war sich nicht sicher, den Ort wiederzufinden, zu dem sie manchmal mit ihrer Mutter gegangen war. Die Frau stimmte zu und nahm sie bei der Hand. Beide durchquerten die schrecklichsten Orte.

Bei den Straßensperren wollten die *Interahamwe* die Frau von Diane trennen, doch die Frau log und gab Diane für ihre Tochter aus. Sie selbst sei eine Prostituierte und wisse nicht, von wem dieses Kind sei. Sie sagte, Diane sei eine Hutu, die aber ihrer Großmutter, eine Tutsi, ähnele. Ihr Großvater sei Hutu.

Sie kamen an den Ort, an dem sich Rosine aufhielt. Diese war wie betäubt und zutiefst erschüttert, als sie Diane sah. Sie weinte ununterbrochen. Sie war am Kopf und den Gliedmaßen verletzt worden und mit Verbandszeug überdeckt. Die beiden Schwestern hielten sich lange fest im Arm, bevor Diane schließlich die Frage stellte, welche Neuigkeiten es von der Mutter gebe. Rosine teilte ihr mit, dass ihre Mutter sie am 8. April verlassen habe, um nach Hause zu ihren Kindern zurückzukehren. Sie hatte verstanden, dass sie mit Rosine nicht weit kommen und auf jeden Fall getötet werden würde. Sie hatte Rosine geraten, hierzubleiben und „wenn ich mit Gottes Gnade überlebe, sehen wir uns vielleicht wieder“. Rosine sagte, sie glaube, dass ihre Mutter wie so viele andere auch in Nyamirambo getötet worden sei. Ganze Familien waren dezimiert und umgebracht worden. Diane und Rosine hatten praktisch keine Hoffnung, dass ihre Mutter oder jemand anderes aus ihrer Familie überlebt haben könnte.

Rosine sagte ihrer Schwester, dass sie von großen Problemen und furchtbaren Schwierigkeiten wisse, dass sie aber nicht davon reden könne. Diane verstand, dass sie von einem *Interahamwe* gefangen gehalten wurde, der sie regelmäßig vergewaltigte. Dieser *Interahamwe* sagte, Rosine sei „seine“ Frau. Diane blieb bei Rosine. Der *Interahamwe* kam und ging, missbrauchte ihre Schwester, nachdem er den ganzen Tag lang Tutsi umgebracht hatte. Eines Tages kam eine Gruppe von *Interahamwe* und nahm alle Tutsi mit, die auf diesem Grundstück lebten. Unter ihnen war auch Rosine.

Diane gelang es, sich zu verstecken, doch Rosine wurde in eine Grube geworfen. Der *Interahamwe*, der sie gefangen gehalten hatte, ging hin, um sie wieder rauszuholen. Er führte sie erneut zu dem Haus, um sie weiter vergewaltigen zu können.

In Kigali nahmen die Kämpfe an Intensität zu. Die *Inkotanyi* der FPR verzeichneten Geländegewinne. Da sagte der *Interahamwe* zu Rosine und Diane, dass sie sich mit ihm auf die Flucht begeben müssten. Sie lehnten dies ab, sie wollten in ihrem eigenen Land bleiben. Doch der Mann zog es vor, sie zu töten und ihre Leichen liegen zu lassen, statt sie den *Inkotanyi* zu überlassen. Er zwang sie, ihm zu folgen. Er verschleppte sie bis nach Zaire.

Das war eine lange und anstrengende Reise. Sie trafen dort nach einem Weg voller Gefahren ein. An mehreren Straßensperren wären sie fast getötet worden. Der Mann, der Rosine gekidnappt hatte, bestach mit Geld oder verhandelte, und so ließ man sie durch. Als sie in Goma (Zaire) eintrafen, bekam Rosine die Cholera, doch glücklicherweise starb sie nicht daran. Zuvor war sie bereits mit dem AIDS-Virus infiziert worden, doch das wusste sie noch nicht.

Manchmal sagt Diane, dass Gott sie durch so viele Prüfungen hat hindurchgehen lassen, dass sie gar nicht alle aufzählen kann.

Im Flüchtlingslager im Zaire standen sie ständig unter Todesdrohung. Sie versuchten ununterbrochen, nach Hause zurückzukehren, doch es gelang ihnen nicht, zu entkommen. Der Mann, der sie mit sich genommen hatte, erklärte sich schließlich einverstanden: Sie dürften zurückkehren, wenn sich eine Gelegenheit fände. Er selbst hatte Geldprobleme und wurde mit dem Tod bedroht, weil sie mit ihm in seinem Zelt lebten.

1996 gelang es ihnen, zu fliehen und bei Gisenyi wieder nach Ruanda zurückzukehren. Dort verstanden sie, dass ihre Familie vernichtet worden war. Sie fanden nur eine ihrer Tanten väterlicherseits und einen Onkel wieder. Sie waren glücklich, sie wiederzusehen, doch es gab so viele Tote, so viel Unglück, dass sie eine unermessliche Leere empfanden. Diese herrschte sowohl in ihnen als auch um sie herum.

„Das Leben muss weitergehen“. Diane nahm ihr Studium wieder auf. Sie besann sich darauf, dass ihr Onkel im Gymnasium von Notre-Dame de Cheaux arbeitete. Sie versuchte, Rosine in seiner Schule unterzubringen, doch die wies diese Idee kategorisch

von sich. Sie war traumatisiert und zu zerschlagen, um wieder ein normales Leben aufzunehmen.

Sie verliebte sich in einen Mann, der aus Zaire zurückgekehrt war, sie heirateten und hatten ein Kind, das im Alter von einem Jahr starb. Beim Tod dieses Kindes erfuhr sie, dass sie AIDS hatte. Das war unmittelbar vor ihrem Aufbruch Richtung USA.

Diane reiste Rosine in die USA nach, und sie lebten zusammen in Portland (Maine).

Rosine starb 2011, als Diane am wenigsten damit rechnete, gerade einmal ein Jahr nach ihrer Ankunft. Rosine war alles, was Diane noch hatte, sie war die einzige Person, die ihr geblieben war. Sie starb an Dianas Geburtstag, als sie Gäste eingeladen hatte, um diesen Tag zu feiern. Das ganze Haus war voller Gäste. Sie fiel zu Boden und war sofort tot. Der Grund waren die Verletzungen, die sie erlitten hatte, und nicht der AIDS-Virus. Ein Granatsplitter steckte in ihrem Kopf und tötete sie. Bei ihrer Ankunft in den USA hatten die Ärzte ihr gesagt, dass sich der Splitter in zu großer Nähe zum Gehirn befinde und daher nicht gefahrlos entfernt werden könne. Die Operation hätte für sie tödlich verlaufen können, und darum musste sie mit ihm leben.

Kurz vor ihrem Tod klagte sie über ebenso schreckliche wie anhaltende Kopfschmerzen. Ein merkwürdiges Schielen trat auf, obwohl ihre Augen zuvor ganz normal gewesen waren. Die Ärzte sagten, dass diese Anomalie leicht zu beheben sei.

Rosine starb. Diane blieb allein. Die Überlebenden, die in den USA leben, halfen ihr, und Rosine wurde in ihrem Land, also in Ruanda, begraben.

Diane ist heute Mutter, sie hat einen Mann geheiratet, der „die gleiche Geschichte“ wie sie hat, und sie dankt Gott dafür, dass sie eine Gemeinschaft gefunden hat, in der jeder dem anderen hilft.